

Zeitschrift: Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft = Actes de la Société Helvétique des Sciences Naturelles = Atti della Società Elvetica di Scienze Naturali

Herausgeber: Schweizerische Naturforschende Gesellschaft

Band: 63 (1880)

Rubrik: Nekrologe

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

B

NEKROLOGE

Jakob Siegfried.

Jakob Siegfried, geboren 2. August 1800 und gestorben in Zürich den 10. Dezember 1879, gehörte zwar nicht zu den berühmten, wohl aber zu den verdienten Männern, welche in ihrem ganzen Leben den Dienst der Pflicht heilig gehalten, gegen ihre Mitmenschen wohlgesinnt, und grossen edeln Zielen mit Hingebung und stillem Fleiss zugewendet, der Wissenschaft gedient, und mit einem gewissen innern Adel ihr Leben verbracht haben.

Der Vater des Verstorbenen, Wilh. Ulrich Siegfried, war in Zürich städtischer Schleifer, und hatte Werkstatt und Wohnung auf dem untern Mühlesteig. Er selber stammte aus einer Familie mit 21 Kindern, und war mithin von Haus aus arm. Mit seiner Frau, einer gebornen Judith Biedermann von Winterthur, erzeugte er nur zwei Söhne, Jakob und Wilhelm, die er gleichwohl nicht selber zu erziehen vermochte, sondern dem Waisenhaus übergab. Nachdem der Vater vergeblich ein besseres Fortkommen in Eglisau gesucht, kehrte er wieder nach der Vaterstadt zurück, die ihm nun zu einer bessern Existenz verhalf, als sie ihn zum Sihlamtsknecht erwählte, der beim Holzflößen die obrigkeitliche Aufsicht hatte, und dafür eine Wohnung mit Pintenrecht erhielt. Jakob konnte nun wieder in's elterliche Haus zurückkehren. Die Erinnerungen aus den

Kinderjahren waren für ihn nicht erheiternd. In Eglisau hatte er das Schleifrad drehen müssen, und die kurze Zeit, die er im Waisenhaus zugebracht, war für ihn eine sehr trübe gewesen. Das damalige Waisenhaus gewährte den Zöglingen weder genügende Nahrung noch ordentliche Kleidung. Den Unterricht erhielten Knaben und Mädchen im Hause. Die Einrichtung war auch dafür unvollkommen genug. In der Mittelschule z. B., vom zehnten bis und mit dem zwölften Jahre, wurden die drei Jahrgänge gemeinsam unterrichtet. Der Unterricht war zwar in drei Kurse getheilt, die auf einander folgen mussten; da aber jeder Kurs ein Jahr dauerte, so konnte der erste Kurs nicht immer mit den Jüngsten angefangen werden. Es konnte sich mithin treffen, dass die Neueintretenden zuerst den 2. oder 3. Kurs anhören mussten. Dazu kam, dass die Mädchen im Unterricht verkürzt wurden. Man wollte sie ja doch nur zu Stubenmägden erziehen, wie die Knaben zum Handwerk. Der Austritt geschah bei den Knaben nach dem 16., bei den Töchtern meist nach dem 17. Jahr. — Siegfried kam darauf in die dritte und vierte Klasse der Bürgerschule, wo ein besserer Unterricht stattfand, und mit 17 Jahren in die Gelehrtschule (*collegium humanitatis*). Bei Bremy und Ochsner erhielt er einen guten Grund in den alten Sprachen. Es wurden Corn. Nepos, Cicero de offic. und Virgil gelesen, und die griechische Grammatik gründlich eingeübt, auch Herodot und Homer studirt. Geschichte lehrte Prof. Escher in trefflicher Weise. Hier, im *Collegium humanitatis*, wo er mit talentvollen Altersgenossen wetteiferte, weckte der gründliche Unterricht wenigstens einiger Lehrer in ihm den Trieb zum Studium der Wissenschaft. Sein inneres Leben wurde fröhlicher und heiterer, wiewohl die äussern Verhältnisse noch hemmend waren; er hatte nämlich seine Wohnung noch draussen an der Sihl im Wirthshauslärm, der ihn oft stören mochte.

Im Jahre 1819 trat er dem Zofingerverein bei, der für freie Geistesentwicklung, kräftiges geordnetes Jugendleben, vaterländischen Sinn ausserordentlich anregend wirkte. Dass Siegfried mit Vorliebe diesem Verein angehörte, geht schon daraus hervor, dass er sechsmal nach Zofingen zog und auch einmal als Quartiermacher hingeschickt wurde.

Wie die meisten Studenten entschied er sich für das Studium der Theologie; er lernte daher die hebräische Sprache und die theologischen Fächer, und wurde am 13. September 1825 zum geistlichen Beruf ordinirt. Während der Examenarbeiten beschäftigte ihn der Gedanke, zu seiner weitem Ausbildung ins Ausland zu gehn, zunächst jedoch nach Lausanne und Genf. Im Herbst dieses Jahres reiste er von Zürich fort, gut ausgerüstet mit reichen Kenntnissen in alten und modernen Sprachen (unter letztern sogar im Spanischen), und mit Büchern zur Fortsetzung seiner Studien, sowie zur Ertheilung von Unterricht. Aus seiner Kasse nahm er 133 Gulden 8 Schilling selbst erworbenes Geld mit; sein Vater gab ihm 98 Gulden.

Am 4. November kam er in Lausanne an, wo er sich bei einer Witwe Girard für 40 Fr. monatlich einquartierte, mit deren Sohn er sich innig befreundete. Hier blieb er sechs Monate, und gewann in dieser Zeit die nöthige Sicherheit im Französischen, um dann in Genf die Vorträge der Academie benutzen zu können. Sein Aufenthalt in dieser Stadt dauerte 1 $\frac{1}{2}$ Jahre. Für die Winterkurse schrieb er sich ein bei de Candolle, Choisi und Andern. De Candolle interessirte ihn so sehr für die Botanik, dass er sich jetzt für das Studium der Naturgeschichte entschied. Er studirte auch das Neugriechische in gründlicher Weise, und gab Privatunterricht, namentlich im Hause des Prinzen von Löwenstein, der ihn als Hauslehrer seines Sohnes zu sich nahm. Besonders erfreulich waren für Siegfried die Be-

suche von Freunden aus der Heimat (Bluntschli, Güder, Dorer u. A.), sowie die Bekanntschaften, die er hier mit vielen bedeutenden Männern zu machen Gelegenheit fand. Den dortigen Zofingerverein besuchte er gerne, und machte mehrere Excursionen durch den nahen Jura bis Lyon.

Im Mai 1828 verliess er Genf, um das berühmte Paris aufzusuchen. Die Reise dorthin machte er grösstentheils zu Fuss; er gieng durch den Neuenburger Jura nach Basel, am Rhein hinab über Frankfurt nach Mainz und zu Schiffe nach Koblenz. Von da pilgerte er durch das Moselthal hinauf nach Luxemburg und Metz, woselbst er dann die Messagerie bestieg, um in Paris am 20. Juni 1828 anzulangen. Er suchte allererst einen Herrn Sprüngli auf, miethete eine Mansarde (boulevard Montmartre au cinquième), und machte sich einstweilen bekannt mit Stadt und Umgegend. Zwei Tage herborisirte er mit Adrien de Jussieu (18 Schüler, darunter 2 Berner). Darauf hörte er bei Cousin (Literatur), bei Cloquet, der für Cuvier las (anatomie comparée), bei Desfontaines (botanique), und bei Raoul Rochette (Antiquité, dans le cabinet des antiques). Am 5. November fand die Eröffnung des cours de la Faculté des sciences statt. Er hörte hier die Vorlesungen von Lafosse (minéralogie), Thénard (physique), Dulong (physique), Dumenil (poissons), Geoffroy de St-Hilaire (zoologie), Vulliemin, Cousin, Sylvestre de Sacy, etc.

Das reiche wissenschaftliche Leben wurde sehr belebt und gefördert durch den Besuch lieber Landsleute: Dr. med. Rud. Hess, Schiess von Herisau, Alder von Küsnach, Erpf von St. Gallen, Locher Architekt, Siber, Kesselring (Thurgau), Ferd. Keller.

In Folge eines Inserats in *Galignan's Messenger* engagirte ihn eine englische Familie Cockrane, sie als Hauslehrer zweier Söhne während einer längern Reise durch England und Schottland zu begleiten. Vor der Hand gab's noch

einen kurzen Aufenthalt in Boulogne. Endlich, ein Jahr nach seiner Ankunft in Paris, kam er nach England hinüber. Er hatte genug Mussestunden, um sich London genau anzusehen. Da ihm auch das Englische ganz geläufig ward, so lernte er um so eher bedeutende Männer kennen, deren Vorträge er besuchte. Seinen Aufenthalt in England benutzte er auf das Beste; er besuchte Glasgow, Edinburg, sogar den L. Lommond, und bereicherte seine Kenntnisse fortwährend.

Nach einem Jahre war er wieder in Paris, wo er einige Monate blieb, bis ihn eine Krankheit und die Julirevolution im Jahr 1830 zwangen, endlich in seine Heimat zurückzukehren. Im Herbst langte er daselbst an. Und nun begann eine neue Zeit für ihn, eine Zeit der vollsten Thätigkeit. Er fing mit Privatstunden an, und unterrichtete im Institut des Pfarrer Wirz auf dem Lindenhof.

Im Jahre 1832 folgte er einem Rufe nach *Trogen* an die Kantonsschule, die unter der Direktion Krüsi's stand. Als aber dieser im August 1833 die Anstalt verliess, nahm auch Siegfried seinen Abschied und kehrte in seine Vaterstadt zurück, zum grossen Bedauern der Aufsichtskommission. Pfarrer Frei von Trogen stellte ihm im Namen dieser letztern folgendes Zeugnis aus :

« *Trogen*, 10. Mai 1833.

» Herr Siegfried hat seit einem Jahre als Lehrer an der
» hiesigen Kantonsschule gestanden. Seine Unterrichts-
» fächer waren die lateinische, griechische, französische,
» englische und deutsche Sprache und Geschichte, und in
» der neuern Zeit auch Naturlehre. Ueberall hat er sich
» ungetheilte und ausgezeichnete Zufriedenheit erworben,
» und Kenntnisse wie Lehrtalent in sehr rühmlichem Masse
» bewährt. Wie wir sehr bedauern müssen, den trefflichen
» Mann (der durch sein ausgezeichnet würdiges Betragen

» die Liebe und Hochachtung der Schüler genossen hat),
» so dürfen wir jeder Anstalt Glück wünschen, die ihn er-
» halten wird. »

In Zürich widmete er zunächst seine Thätigkeit dem *Waisenhaus* als Oberlehrer. Die sehr mangelhafte Organisation dieser Anstalt in Bezug auf Unterricht und übrige Erziehung der Zöglinge veranlassten ihn jedoch, bald wieder seine motivirte Entlassung einzugeben. Aufgefordert von der Waisenschulkommission, die angedeuteten Gründe näher zu erklären, legte er ihr ein ausführliches Gutachten vor, worin er nicht nur die Mängel, sondern auch die nöthigen Reformen ausführlich bezeichnete. Die Waisenhauspflege verdankte sein Interesse an dieser Anstalt, und versprach, « auch fernerhin auf Vervollkommnung des wissenschaftlichen Unterrichts Bedacht zu nehmen, wie sie es seit drei Jahren gethan habe. »

Unterdessen hatte er sich am Unterrichte im Landknaben-Institut in Zürich (gestiftet 1797) betheiligt, wo er Geographie und Naturgeschichte lehrte. Auch am Landtöchter-Institut war er in dieser Weise thätig, mit den rühmlichsten Zeugnissen sowohl in Betreff seiner vorzüglichen Methode, als auch seines Eifers für diese gemeinnützige Anstalt. Nebenbei lehrte er an der Sekundarmädchenschule, an welche er von dem städtischen Schulrath als Lehrer der Naturgeschichte für vier wöchentliche Stunden gewählt wurde, nachdem er vom zürcherischen Erziehungsrath das Zeugniß der Wahlfähigkeit erhalten hatte.

Im Jahr 1841 beauftragte ihn der zürcherische Erziehungsrath die naturwissenschaftlichen Sammlungen zu ordnen. Er that dieses mit einer solchen Kenntniss und Hingebung, dass ihm von der Behörde ein Dankschreiben zu Theil wurde, worin gesagt wird: « Wenn auf solche

Weise die beschränkte Kraft des Staates durch die Kenntnisse der Mitbürger und ihre reine Liebe für die Wissenschaft unterstützt wird, so sind, wie der Zustand der naturhistorischen Sammlungen beweist, Erfolge möglich, die selbst grössern Staaten zur Zierde gereichen würden. »

An einer fortdauernden Bethätigung am Schulamte wurde er leider gehindert durch beginnende Abnahme seines Gehörs, so dass er selbst die Lehrstelle an der Sekundarmädchenschule im Jahr 1853 aufgeben musste. Von der jährlichen Besoldung von 240 Fr. wurden ihm 100 Fr. als Pension bestimmt.

Inzwischen hatte sich ihm jedoch ein anderes Feld für seine wissenschaftliche Thätigkeit eröffnet, indem er schon im Jahre 1835 in der Versammlung der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft zu Aarau sich hatte als Mitglied aufnehmen lassen. Das lateinische Diplom ist unterzeichnet von Frei-Herosé. Zehn Jahre später wurde er Quästor dieser Gesellschaft, der er bis zu seinem Tode als solcher seine Dienste gewidmet hat.

Im Jahre 1853 trat er in die antiquarische Gesellschaft ein, und leistete ihr ebenfalls als Bibliothekar nicht nur in der Revision der Bibliothek, sondern auch in der Ordnung der sich rasch mehrenden Sammlungen treffliche Dienste.

Seine übrige Mussezeit füllte er mit fleissigen literarischen Studien im weiten Gebiete der Naturwissenschaft und der damit zusammenhängenden Landeskunde aus. Im Jahr 1840 erschien ein für schweizerische Schulen bestimmtes Lehrbüchlein: « Die *Pflanzen* in ihrer Anwendung auf Forst- und Landwirthschaft, Gartenbau, Gewerbe und Handel », welches von in- und ausländischen Schulzeitungen günstig beurtheilt wurde, jedoch ohne weitem Erfolg blieb.

Er fasste allmählig den Entschluss, eine umfassende, wissenschaftliche Landeskunde der gesammten Schweiz zu

schreiben. Dazu hatte er reichen Stoff gesammelt und häufige Wanderungen in den verschiedensten Theilen der Schweiz gemacht. Aber da er den Plan dazu allzugrossartig, allzuumfangend entwarf, indem nicht nur die geologische Beschaffenheit des Bodens, sondern auch die Naturgeschichte der darauf vorkommenden Wesen, Pflanzen und Thiere darin inbegriffen werden sollten, um dem Titel « Landeskunde » zu entsprechen, so nöthigte ihn dies zum öftern, sein Manuskript umzuschreiben. Die Freunde, die von seinem Vorhaben Kenntniss hatten und die er um ihren Rath ansprach, ermunterten ihn, sein Werk zu beschränken und mit der Herausgabe desselben einmal anzufangen, indem sie am Gelingen nicht zweifelten. Aber seine Besorgnisse waren zu gross; der Zweifel an seiner wissenschaftlichen Befähigung zu demselben wurde immer grösser, jemeher er sich in das Material vertiefte. Vergeblich bot ihm einer seiner Freunde grossherzig an, die Kosten der Herausgabe auf sich zu nehmen, mit der einzigen Bedingung, dass der Verfasser im schlimmsten Falle auf ein Honorar verzichten müsse. Es erschien endlich im Jahre 1851 der erste Band des beabsichtigten Werkes: « Die Schweiz, geologisch, geographisch und physikalisch geschildert, von Siegfried, enthaltend: Allgemeine Verhältnisse und Jura. » Beim Erscheinen desselben bezeugten die Hauptautoritäten der naturforschenden Gesellschaft (Studer, Merian, Desor, Linth-Escher u. s. w.) ihre freudige Zustimmung, und die Pädagogen erwarteten mit Sehnsucht einen in Aussicht gestellten Auszug des grössern Werkes als Leitfaden für obere Schulklassen. Dieser erschien drei Jahre später und fand im Allgemeinen grossen Beifall. « Auf den engen Raum von 89 Seiten zusammengedrängt, finden wir hier einen sehr reichhaltigen Stoff zur genauern Kenntniss des Schweizerlandes. Der Inhalt ist viel reicher als in andern ähnlichen Arbeiten dieses Um-

fangs, und überall sind die neuen Forschungen benutzt. Interessante Andeutungen finden sich auch über die etymologische Abstammung vieler Ortsnamen, ferner viele historische Andeutungen. » Doch fehlte es nicht an gewichtigen Einwendungen. Erstens werde (leider) der Unterricht in der schweizerischen Vaterlandskunde in den frühern Schuljahren abgethan, wo für das gebotene Material noch kein Verständniss vorhanden sei. Ferner setze das Büchlein überhaupt eine Reife, namentlich im geologischen Unterrichtsfache voraus, die selbst nicht in Gymnasialklassen, geschweige denn in Sekundar- und Realklassen sich finde. Das Büchlein werde allerdings ein Schulbuch im beabsichtigten Sinne nie werden können; dagegen werde es in der Hand eines verständigen und tüchtigen Lehrers ein vortreffliches Hülfsmittel sein, und sollte in Seminarien wenigstens als Grundlage der schweizerischen Geographie gebraucht werden.

Leider fand der Verfasser nicht den gehörigen Muth, sein Werk fortzusetzen, da weder der « Jura » noch der Leitfaden den gehofften Absatz fanden. Dafür nahm er andere Arbeiten zur Hand, z. B. *Ekklesiastica*, eine geschichtlich-statistische Zusammenstellung der alten bischöflichen Eintheilungen und der Kirchgemeinden bis in die neuere Zeit, wofür es ihm jedoch an einem Verleger gebrach. Ferner beschäftigte ihn die Gletscherfrage, die im Jahre 1816 von Ingenieur Venetz in einem Vortrag über die erratischen Blöcke angeregt worden war. In verschiedenen ausführlichen Berichten gab er Auskunft über den Stand der Sache.

Für die schweizerische statistische Gesellschaft in Bern schrieb Siegfried im Jahr 1869 eine ausführliche Schrift: « Berg- und Flussgebiete der Schweiz, » worüber Bernhard Studer urtheilte: « Ihre inhaltreiche, als Muster von Fleiss und Genauigkeit dienende Arbeit habe ich mit steigender

Bewunderung gelesen, und von grossem Interesse waren mir besonders auch Ihre etymologischen Anmerkungen. Bei weniger zusammengedrängtem Stoff und anständigerem Druck hätten Sie einen dicken Band geliefert, der mit Ihrer frühern Arbeit über den Jura eine Geographie der Schweiz ausgemacht hätte, wie wir noch keine besitzen. Und warum sollten Sie dies nicht zur Ausführung bringen, beides in schicklicher Umarbeitung vereinigen? Eine Verwendung ihres reichen Materials, nach dem Plane etwa meiner Orographie, müsste ein Prachtwerk werden. Der Mangel einer schicklichen Eintheilung ist, wie mir scheint, bisher Ihr Stein des Anstosses gewesen. Wenn Sie aber, nach der Methode von Ritter, von der Geologie abstrahiren, orographische Gruppen trennen und in der Beschreibung jeder einzelnen den ganzen Reichthum Ihrer gesammelten Kenntnisse anbringen, so sollte, glaube ich, die Sache nicht so schwer fallen.»

Es fehlte unserm Freunde, wie es scheint, an der nöthigen Gestaltungskraft, die durch seine Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit noch mehr beirrt wurde. — Eine dankbarere Arbeit war: « Geschichte der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft zur Feier des 50 jährigen Jubiläums in Genf 1865. » Immerhin ist es schade, dass seine immensen Kenntnisse in der Landeskunde, Naturwissenschaft und Geschichte zum grössten Theil nicht die wünschbare ganze Verwerthung gefunden haben. Besonders beachtenswerth war seine vielfältige, philologische Kenntniss im Gebiete der alten und neuern Sprachen, und die glückliche, zuverlässige Anwendung bei der Erklärung so vieler Eigennamen.

Zum Schlusse noch einige Mittheilungen über seine persönlichen und häuslichen Verhältnisse.

Schon als Student machte er mit Studiengenossen kleinere und grössere Reisen im Lande herum; von jeder

brachte er fleissige Notizen heim, die er dann meist noch in's Reine schrieb. Ein Verzeichniss aller dieser Wanderungen bis in sein letztes Jahrzehnd ergiebt mehrere Dutzende. Er hatte ein lebhaftes Bedürfniss, sein Vaterland so umfassend als möglich kennen zu lernen, und sein treues Gedächtniss hielt vor bis in sein hohes Alter, so dass Jemand nicht mit Unrecht bemerkte: Siegfried kenne seine Heimat wie seine Tasche. — Der Zofinger-Verein hatte zu seiner freiern Entwicklung viel beigetragen. Er lernte die Welt immer freier auffassen, und bei seiner Bescheidenheit und Milde gewann er viele Freunde, die sich zu ihm hingezogen fühlten und denen er mit Treue anhing; so im Waadtlande und in Genf, so auch in Paris, und später vorzüglich in dem Kreise der Mitglieder der naturforschenden Gesellschaft. Besonders war er mit dem gesinnungsverwandten Arn. Escher von der Linth befreundet. Er hat auch mit der Pietät und Hingebung treuer Freundschaft dessen Nachlass geordnet.

Im Jahre 1833 verehlichte er sich mit Anna Michel von Zürich, mit welcher er die Hochzeitsreise nach Paris und Havre machte. Diese Ehe verschaffte ihm nicht nur eine selbstständige Stellung, sondern auch ein eigenes Haus, in welchem er mit seiner geliebten Gattin und zwei Töchtern ein glückliches Leben führte. Sein gastliches Heim wurde von vielen Freunden und Freundinnen aus der Nähe und Ferne gerne aufgesucht. Leider nahm sein Gehör von Jahr zu Jahr mehr ab, so dass er anfang, sich von Gesellschaften zurückzuziehen und selbst die Jahresversammlungen der naturforschenden Gesellschaft nicht mehr besuchte. Gleichwohl blieb er ihr Quästor und genoss ihr Vertrauen und ihre Anerkennung in ganz vorzüglichem Masse; er verdiente sie auch, da er immer mehr von einzelnen Mitgliedern für allerlei litterarische Dienste in Anspruch genommen wurde, die er stets bereitwilligst erwies.

Der Tod seiner trefflichen Gattin, der im Juni 1873 erfolgte, war für ihn ein harter Schlag, und ebenso schwer traf ihn das Missgeschick seines Tochtermanns, wodurch sein Lebensabend getrübt wurde. Doch erfreute er sich der treuen Hülfe seiner Schwägerin und der liebenden Fürsorge seiner beiden Töchter, sowie der Jugendfrische seiner vier Enkel. Er starb den 10. Dezember 1879, ohne vorausgehende Krankheit.

GAMPER-STEINER.

Charles-Henry Godet.

Geb. 16. September 1797, in Neuchâtel.

Gest. 16. December 1879 daselbst.

Irre ich mich, wenn ich unsere Gesellschaft beherrscht finde von dem wehmüthigen Gefühl, dass uns gerade in diesen letzten Jahren die Veteranen zu fehlen beginnen: sei es dass die Last des Alters ihre anregende Stimme schwächt und uns ihre schon an sich beredte Gegenwart entzieht, sei es, dass sie von uns gehen in die Heimath der Seele, droben im Licht?

Eine Lücke dieser letztern Art betrauern wir im Tode des Nestors der schweizerischen Botaniker, Ch.-H. Godet. Ich verdanke der Hand des Sohnes, Herrn Professor P. Godet-Delachaux, einige Aufzeichnungen, aus welchen ich das Bild ergänze, welches mir ein langjähriger persönlicher und brieflicher Verkehr mit diesem lebenswürdigen Greis unverlöschlich eingeprägt hat.

Einer Neuenburger Bürgerfamilie entstammend, erhielt unser Freund seine erste Bildung in den soliden, trefflichen Schulen seiner kleinen Vaterstadt, die sich an geistiger Regsamkeit und wissenschaftlicher Bedeutung bekanntlich seit langer Zeit über die meisten andern Schweizerstädte weit erhob, und die gerade in der Jugendzeit Godet's eine ganze Reihe ausgezeichneter Geister hervorbrachte, die

später daheim und im Ausland ihrem kleinen Heimathland zu wahren Ruhm gereichten.

Ich nenne die Naturforscher Léon Lesquereux und Agassiz, letzterer zwar Waadtländer von Geburt, aber doch Neuenburger, die Juristen und Historiker Matile und Calame, den Maler Léopold Robert, den Reisenden DuBois de Montperreux.

Unter solchen Genossen entwickelte sich auch in Godet Sinn und Streben für das Edle und Hohe, und jene Unterhaltungsgabe voll Witz und Anmuth, die ihm in so hohem Grade eigen war.

Von den heimathlichen Lehranstalten gieng er nach Zürich, wo die classische Philologie unter Hottinger und Orelli ihn beschäftigte, um dann im Fellenbergischen Institute zu Hofwyl, dieser Pflanzschule so mancher tüchtiger Männer, als Professor des Griechischen zu wirken.

1822 trat der Wendepunkt ein, der unsern Godet in die Arme der Naturwissenschaft führte. Er folgte einem Ruf des Grafen Orłowski, der ihn als Erzieher seiner Kinder auf dem Gut Maliowsee in Podolien anstellte. Sieben Jahre, bis 1828, blieb er an dieser Stelle, und die Einsamkeit, unter welcher der lebhaft junge Schweizer in der unendlichen Steppe, und mehr noch in der geistigen Oede Russlands litt, trieb ihn zum Studium der Insecten- und Pflanzenwelt, die allerdings in ihrer Eigenthümlichkeit, in ihrem scharfen Contrast mit den Formen des felsigen Jura wohl geeignet war, sein von Heimweh getrübt Auge zu fesseln und zu erheitern.

Unter dem persönlichen Einfluss Besser's, des berühmten Directors des russischen Versuchsgartens zu Cremenez, und später Steven's, deren Bekanntschaft er machte, erstarkte diese Neigung, und als Staatsrath Steven ihn zu einer Reise in den Caucasus einlud, welche in kaiserlichem Auftrag unternommen wurde, so folgte er mit Freuden

dem Rufe. In den zwanziger Jahren war eine solche Reise, die heute kaum mehr als eine Geld- und Zeitfrage ist, ein Ereigniss von Bedeutung. Denn noch hatten die wilden tscherkessischen Gebirgstämme nicht nur das ganze Gebirge, sondern auch weitumher die Ebene in Besitz, oder belästigten doch unaufhörlich die häufig zurückgedrängten russischen Truppen, und nur mit zahlreicher Bedeckung, oft von 50 Kosaken, konnte die Expedition sich dem Bergland nähern.

Einmal kam es vor, dass ein Tscherkesse ruhig an ein Fort in der Steppe heranritt und sein Pferd an das Thor band, nach dem Commandanten fragte, ruhig ihm sich näherte, dann ihm wie ein Blitz den Kinschal in's Herz pflanzte, auf's Pferd sprang und wieder verschwand, wie er gekommen war.

Verbrannte Dörfer, deren Ruinen noch rauchten, wurden mehrmals durchheilt. Die Reise gieng pfeilschnell in den bösen Wagen des Landes, vor denen 6 bis 10 halb-wilde Pferde angespannt waren, wie man sie auf freiem Felde einfieng. Einmal im Lauf, war es unmöglich, vor der Station sie anzuhalten, und wehe dem Insassen, der sich nicht fest anklammerte! Lebendig stand unserm Freunde noch im Alter der hehre Anblick des Caucasus vor der Seele, wie er ihn zum ersten Mal aus der Steppe vor sich auftauchen sah, und am Anblick unserer Alpen entzündete sich leicht die Jugenderinnerung in ihrem alten Glanze wieder.

Leider erkrankte Steven, und Godet beendigte seine Reise in Derbend, am Ufer des Caspischen Meeres, ohne bis Baku, zu dem ewigen Feuer der Perser, vorzudringen, weil die angeschwollenen Flüsse ihn hinderten. Nach vier Monaten kehrte Godet wieder nach Maliowsee zurück.

Die Ausbeute dieser Reise, die er späterhin in den *Annales des Voyages* (1830) beschrieb, war damals grossen-

theils neu. Jeden Abend, nachdem die Station erreicht war, wurde ein grosses Tuch im Freien ausgespannt, eine Laterne darauf gesetzt, und die herbeieilenden Insecten in eine Schale mit Weingeist versenkt, um am Morgen aufgesteckt zu werden. So ersetzte Godet die damals noch nicht erfundene Cyankali-Flasche auf einfache Weise. Einst trug Godet Verlangen nach einem der grossen persischen Skorpione, und eröffnete dem Tataren, in dessen Hause er übernachtete, den Wunsch. « Nichts ist leichter, » erwiderte der Sohn der Steppe, wickelte ein Tuch um seine Hand, griff in einen Winkel, und überreichte das gewünschte Thier sofort dem Naturforscher. Als dieser beim Zubettegehen einige Aengstlichkeit sehen liess, beruhigte ihn der Wirth, indem er ihm rieth, wenn er einen Skorpion auf dem Gesicht spüre, ja nicht nach ihm zu greifen; das Thier werde dann weiter wandeln, ohne zu stechen.

Noch einfacher war die Art, wie er sich den grossen, glänzend azurblau überlaufenen *Procerus Tauricus* in Mehrzahl verschaffte. Den Käfer in der einen, eine Kopeke in der andern Hand, winkte er den Tataren, die im Galopp davonstürmten und mit Händen voll des geschätzten Käfers bald wieder erschienen.

Bei Godet's späterm Aufenthalt in Paris rissen sich die grossen Entomologen um diese noch ganz unbekanntem Thiere; der Graf Dejean benannte mehrere nach Godet's Namen: *Baris Godetii*, *Cetonia Godetii*, *Cyrtonota Godetii* etc. Godet selbst stellte mit Glück mehrere Arten auf: *Clivina Ypsilon* God., *Cassida splendidula* God., etc. In Bezug auf seine botanischen Funde erzählte er oft von einem etwas waghalsigen Gang durch das aufrührerische Gebirg auf den Besch-Tau, einen Vorberg des Caucasus bei Stauropol. Seine Augen glänzten, wenn er den Moment schilderte, als er zuoberst an einem steilen Abhang eine präch-

tige Gruppe des *Papaver orientale*, des gewaltigen ausdauernden Mohns erblickte, der später eine vielverbreitete Gartenpflanze geworden ist. Voll Bewunderung fiel er vor der herrlichen Pflanze auf die Knie nieder, aber leider nur, um sofort in die Tiefe zu rasseln, wo er endlich am Riemen seiner Pflanzenbüchse hängen blieb, während die verlockende Blume seinen Blicken entschwunden war.

Die Bitte eines Mitbürgers, des durch seine Kunstliebe bekannten Grafen James von Pourtalès, führte ihn bald (1829) nach Paris, als Lehrer von dessen Söhnen. Hier nun gieng ihm ein reiches Leben im Verkehr mit allen wissenschaftlichen und künstlerischen Grössen der Weltstadt auf. Godet spielte damals mit Erfolg und Passion die Geige, und war in den distinguirtesten Quartetten von Paris gern gesehen, an denen Berlioz und andere Künstler auftraten. Lange führte er später in Neuchâtel im Orchester die erste Geige, und präsidirte die Gesellschaft für Kirchengesang.

Von den Naturforschern hatte er das Glück, Cuvier, in dessen nächster Nähe er wohnte, sehr oft zu sehen und seiner besondern Freundlichkeit zu geniessen. Godet liess es sich auch nicht nehmen, mit andern Verehrern des grossen Mannes seinen Sarg zu Grabe zu tragen. Gern erzählte er, wie Cuvier in einer Abendgesellschaft einem etwas grünen jungen Naturforscher eine Lection ertheilte. Als der Jüngling über die Insecten eben so gewagte als absprechende Behauptungen aufstellte, unterbrach ihn der Meister mit der kurzen Frage: « Haben Sie auch schon ein Insect secirt? » Etwas verblüfft verneinte es der Unvorsichtige. « Nun, seciren Sie wenigstens eines recht aufmerksam, und dann können wir unser Thema weiter besprechen, » war die Antwort Cuvier's.

Mit Dejean und Latreille, Boisduval, Milne-Edwards und Audouin wurde Entomologie getrieben. Von Latreille er-

hielt Godet zum Andenken eines der Insecten, welchem dieser Gelehrte seine Lebensrettung verdankte. Während des Schreckens wurde auch Latreille, gleich Lavoisier und so vielen andern Männern der Aristokratie des Geistes, eingekerkert, seine Freunde wussten nicht wo er sich befand und es war ihm verboten, irgend etwas zu schreiben. Da fieng er am Fenster seiner Zelle Insecten, spiesste sie kunstgerecht und sandte sie in einer Schachtel einem Freunde, wozu sich der Gefängniswärter, dem nur die Beförderung von Briefen verboten war, herbei liess. Der Freund begriff sofort alles, und seinen Anstrengungen verdankte der Entomolog seine Freiheit.

Humboldt, im Begriff nach Central-Asien zu reisen, anerbote ihm, ihn zu begleiten, was aber Godet, gebunden durch seine Stellung, nicht annahm. Spach, der Conservator des Herbars am Jardin des Plantes, widmete ihm das Genus *Godetia*, das er auf eine mit *Oenothera* verwandte Pflanze Mexiko's gründete, und das seither von den amerikanischen Botanikern endgültig angenommen und auf circa 16 Arten gebracht worden ist.

Es folgte dann der denkwürdige politische Sturm von 1830, den Godet bis 1832 in seinen Wirkungen verfolgen konnte. Dann reiste er mit seinen Zöglingen nach Berlin, wo ihn Humboldt wiederum freundlich aufnahm. — Mit vollen Zügen genoss er hier, was die Vorlesungen eines Ritter, Lichtenstein etc. ihm boten. Im Jahr 1833 bereiste er Schweden bis Fahlun, und versäumte auch nicht, in Upsala der noch lebenden Tochter Linné's seinen Besuch zu machen.

Durch all' diese Erlebnisse und Studien vortrefflich für das thätige Leben in der Heimath ausgerüstet, kam unser Freund 1834 in die enge, kleine Stadt Neuenburg zurück. Eng und klein mochte sie ihm damals wohl erscheinen, allein er war ein treues Kind dieser bescheidenen Heimath,

und er fand hier das Beste, was dem Menschen hier unten beschieden ist: Arbeit nach seinem Herzen und häusliches Glück. Er verehelichte sich mit seiner Cousine, Fräulein Helene Gallot, und begann eifrig das Material zu einer Flora des Jura zu sammeln, die ihm als ein Ziel seines literarischen Schaffens vorschwebte. Zugleich gab er — denn es galt den neuen Haushalt zu versorgen — Centurien von Jurapflanzen heraus, und griff thätig und voll patriotischen Interesses überall an, wo in dem kleinen Gemeinwesen seine Hand von Nutzen sein konnte. Namentlich war es ihm angelegen, Geschmack und Uebung der Musik in Neuchâtel zu fördern, und den ökonomischen, socialen und religiösen Fragen des Tages entzog er sich nicht. Bald wurde er Grossrath und Schulinspector der Stadt, eine Stelle, die er bis 1848 beibehielt. Er veranlasste hauptsächlich die Gründung einer Gartenbaugesellschaft, deren Präsident er war, und eines botanischen Gartens, den er leitete, bis leider dies Institut aus Mangel an Theilnahme eingieng. Auch ersetzte er bis 1848 seinen Freund Agassiz, als dieser die bescheidene Stelle als Professor der Zoologie und Botanik an der Academie von Neuchâtel mit einer glänzenden Stellung in Amerika vertauschte. Auf Ansuchen der Regierung gab er ein Buch über die Giftpflanzen des Cantons mit Abbildungen heraus. Auf socialen Gebiet war er einer der Hauptgründer und Vorsteher der Société de secours pour le travail.

Er war Mitglied der Commission des naturhistorischen Museum's, und ordnete dessen Pflanzensammlung. In den Denkschriften unserer Gesellschaft liess er eine *Enumération des plantes vasculaires du Jura suisse et français* erscheinen, als Vorläufer seines Hauptwerks.

Das Jahr 1848 brachte einen jähen Umschwung. Die Treue im Grossen und Kleinen, die ein Grundzug Godet's war, verbot ihm, der neuen, aus dem Fürstenthum Neuen-

burg auf eine, nach seinen Begriffen incorrecte Weise hervorgegangenen Republik den Eid zu leisten, und der Verzicht auf alle seine öffentlichen Stellen war die Folge dieses Schrittes. Wenn dieser Riss Andere verbitterte und ihren Landsleuten entfremdete, so war dies bei Godet's mildem und heiterm Sinne nicht der Fall. Nach wie vor blieb er auf's innigste verbunden mit dem Wohl und Weh seines Ländchens, und die Wunde war bald vernarbt. Eifrig nahm er Antheil an den Serien freier Vorträge, welche mehrere Professoren gaben, die sich mit ihm in gleicher Lage befanden, eifrig studirte er weiter, und bereitete die Herausgabe seiner *Flore du Jura* vor, welche 1854 erschien, und das verdiente Lob einer musterhaften Bearbeitung des Gegenstandes erntete. In der That enthält sie weit mehr selbstständige Forschungen, als die meisten andern floristischen Arbeiten aus dieser Zeit; namentlich sind die critischen Genera, vor Allem die Rosen, mit eingehender Sorgfalt behandelt. 1859 liess er ein Supplement folgen, in welchem besonders dem genannten Genus eine eingehende, viele ganz neue Aufschlüsse bietende Darstellung gewidmet ist.

Im gleichen Jahre trat er wieder als Bibliothekar der Stadt in öffentlichen Dienst, den er bis 1876 verwaltet hat, als das Alter ihn zur Ruhe zwang.

Es ist natürlich, dass dem eifrigen Reisenden von ehemals auch bis in sein hohes Alter die Reiselust inne wohnte. Jedes Jahr besuchte er die Alpen: 1877 den Mont-Cenis, 1879, wenige Wochen vor seinem Tode, noch das Berner Oberland. Vor Allem war es die wilde Natur der Grimsel, die ihn anzog. Das Jahr war für ihn nicht vollständig, wenn er nicht auf dem Grimselhospiz einige Tage hatte zubringen können. Als Agassiz und Forbes ihre berühmten Untersuchungen auf dem Aargletscher vornahmen, war auch Godet ein gern gesehener Gast in der Höhle unter einem

grossen Block auf der Moräne des hintern Aargletschers, welche sich des humoristischen Namens *Hôtel des Neuchâtelois* erfreute. — Gerne auch besuchte Godet unsere Jahresfeste, und fast noch lieber jene kleinere Vereinigung von Botanikern der Westschweiz, die *Société Murithienne*, die im Wallis ihren Sitz hat und Bernhardiner Mönche, Lehrer und Aerzte, Gelehrte und Lernende, zu einem äusserst gemüthlichen Kreise vereinigt. Als er 1874 zu der grossen Pflanzenausstellung in Florenz als Preisrichter berufen wurde, zog er nach Italien, und liess es, sechsundsiebenzigjährig, sich nicht nehmen, in rascher Rundreise von vier Tagen von Florenz aus Rom und Neapel zu berühren.

Am 16. December 1879, nach kurzer Krankheit, schied Godet aus dieser Welt, nach einem, zwar bescheidenen und oft mühevollen, aber glücklichen Leben, bis an's äusserste Ziel der uns zugemessenen Jahre ein frisches, für Alles Schöne, Gute und Wahre offenes Herz.

Godet war von grosser Gestalt, auf seinem breiten, offenen Gesicht spiegelte sich in seltener Beweglichkeit, was sein Inneres bewegte: Rührung und Lächeln oft in demselben Moment. Konnte er etwa einmal in Entrüstung aufbrausen, so war doch eine liebliche Freundlichkeit der Grundzug seines Wesens, und nichts gieng ihm über heitere Unterhaltung mit jungen Freunden in der freien Natur, auf den rosenreichen Waiden seines Jura. Dabei zeigte er in Haltung und Anstand, in Ausdrucks- und Denkweise, dass er durch und durch ein Kind der alten Zeit war, wo man noch etwas gab auf zierliche Höflichkeit, und wo noch die Autorität alles geschichtlich Begründeten eine absolute Macht war. Godet war ein lebendiger, tief gläubiger, aber dabei kindlich froher Christ nach altem Schlage. Religiosität war ein Grundzug seines Wesens, und löste sich keineswegs in blosse Naturschwärmerei auf.

Godet's wissenschaftliche Leistungen concentriren sich auf seine Flora, und in ihren Rahmen fallen auch seine monographischen, sehr sorgfältigen Arbeiten über das Genus Rosa, welches er, gestützt auf die Beihilfe seines genialen Freundes Reuter, in wirklich vorzüglicher Weise behandelt und gefördert hat. Godet war auch als Botaniker von altem Schlage; die Systematik war ihm das Wesentliche, die Pflanze und ihre genaue Erkenntniss als Art und Form war das Ziel seines Strebens; die neuen Richtungen lagen ihm ferne. Aber er war einer der tüchtigsten Systematiker und Floristen welche wir je besessen, und seit durch Nägeli's Behandlung des Genus Hieracium die Systematik einen neuen Aufschwung und neue, grosse Gesichtspunkte gewonnen, ist es keine Herabsetzung mehr — wie dies während der Alleinherrschaft der Physiologen und Anatomen fast der Fall war — einen Forscher als Systematiker anzuerkennen.

Godet hinterlässt ein sehr reiches, aus den verschiedensten Bestandtheilen gemischtes, und durch viele Originallien von Besser und Steven besonders werthvolles Herbar, nach der Schätzung seines Sohnes von circa 27,000 Arten, dem ein recht geeigneter Besitzer zu wünschen wäre.

O. Heer hat seinem Andenken eine fossile Eichenart (*Quercus Godeti*) gewidmet, Grenier eine Rose (*Rosa Godeti*), die jedoch als selbstständige Art zweifelhaft ist.

Godet ist vom Verein Pollichia und dem Verein für Land- und Gartenbau in Zürich als Ehrenmitglied angenommen worden.

Basel, October 1880.

Dr CHRIST.

J.-B. Thurler,

Docteur en médecine,

Président honoraire de la Société fribourgeoise des Sciences
naturelles.

Le Dr THURLER venait à peine de succomber à une longue maladie, que la plupart de nos journaux s'empressèrent d'ouvrir leurs colonnes pour lui consacrer des articles nécrologiques. La Société de médecine du canton de Fribourg et celle des sciences naturelles, dont il avait été l'un des membres fondateurs et qu'il présida l'une et l'autre à plus d'une reprise, témoignèrent aussi combien elles étaient sensibles à la perte d'un de leurs membres les plus savants et les plus dévoués. Le nombreux concours de parents, d'amis, de collègues et de citoyens de toute opinion, venus de toutes les parties du pays pour assister à ses funérailles, montra d'ailleurs suffisamment combien cet homme était populaire et quels regrets unanimes il laissait après lui.

L'amitié aussi bien que la justice nous font un devoir de rappeler la mémoire de notre confrère. Nous allons esquisser les principaux traits d'une vie trop courte, mais si utilement remplie. Pour accomplir cette tâche, il nous suffira d'interroger nos souvenirs et de nous rappeler les rapports et les entretiens que nous avons eus avec cet homme si justement regretté.

Né en 1823, J.-B. Thurler fit toutes ses études primaires

et classiques à Fribourg ; il en avait terminé le cycle en 1843, et l'année suivante il partit pour Heidelberg, dans l'intention d'y étudier le droit ; mais à peine avait-il puisé aux sources de la jurisprudence, que des doutes surgissent dans son esprit et que la crainte s'en empare. Il se décide alors à abandonner le droit pour le grand et éternel code de la Nature. De pareilles hésitations, funestes au début d'une carrière, font cependant honneur au jeune homme à cause des motifs qui les suscitent, et elles devaient être sans influence sur une nature portée aux études sérieuses. Si les études classiques et les humanités du collège Saint-Michel, développées par l'observation stricte de la *Ratio studiorum* des Jésuites, préparaient suffisamment les jeunes gens au barreau, aux ordres, elles étaient insuffisantes pour développer le goût des sciences d'observation et conduire la jeunesse à cette introduction forcée à l'étude de la nature, de l'homme, de la médecine, de la technologie. Thurler, qui avait fait des études classiques remarquables, qui avait toujours occupé le premier rang, qui s'était nourri de l'antiquité, eut lieu de s'apercevoir de cette lacune, comme d'autres qui, vingt ans après, durent, comme lui, la combler avec des retards toujours préjudiciables.

Ses études théoriques et pratiques s'achevèrent dans un seul centre, sous les mêmes maîtres et acquirent, de ce fait, une unité, une direction générale qui eut plus tard les conséquences les plus heureuses dans la pratique. Il aimait à le rappeler, non sans railler avec malice l'étudiant migrant, voyageant beaucoup, se perfectionnant sans limites, quoique toujours dans les rangs des irréguliers volontaires.

En 1849, après des études soutenues, toujours remarqué de ses professeurs, il est reçu docteur en médecine et vient passer la même année ses examens d'Etat à Fribourg, puis part pour Paris dans le but de compléter son instruction par quelques études particulières.

Nous nous y trouvions en 1850, alors que la grande capitale était visitée par une épidémie de choléra qui a fait tant de milliers de victimes.

Sollicité par les siens, Thurler refusait de partir, préluant ainsi à une succession d'actes généreux, qui honoreront autant le médecin à Paris que plus tard le citoyen à Fribourg, où il rentre en 1851.

Il y fut dès l'abord absorbé par sa clientèle, comme jamais confrère ne le fut depuis. L'amabilité de son caractère, la sûreté de ses relations, sa connaissance approfondie des deux langues, l'étendue de son savoir justifiaient cet élan de la confiance publique. Pourquoi ne pas ajouter que, revenu dans sa patrie encore troublée par les dissensions politiques, l'indépendance de son caractère et de sa parole, sa conduite dans les luttes sanglantes que se livraient les partis, devaient populariser sa personne dans les campagnes, où il eut fort au loin — bien qu'il n'y eût pas de voies ferrées à cette époque — des occupations multipliées auxquelles une santé des plus robustes permettait de suffire et de jour et de nuit.

Dès son arrivée, il voulut se rendre utile en acceptant la mission de professer un cours de *médecine légale* à notre Ecole de droit. Nous ne savons à qui rapporter la première idée de cet enseignement et nous ne sachions pas qu'aucune faculté de droit dans aucun pays soit dotée d'une chaire de cet ordre. Notre confrère apporta dans cet enseignement tout son zèle et toutes les qualités d'exposition qui le distinguaient, mais qui ne suffirent point à perpétuer une vulgarisation forcément incomplète, devant un auditoire nullement ou médiocrement préparé, même pour les questions exemptes de toutes considérations anatomiques. La tentative échoua, malgré l'excellence du but que l'on se proposait. Cet incident de la carrière de notre confrère me rappelle en même temps son rôle comme médecin-

rapporteur ou expert devant nos tribunaux. Ses connaissances furent souvent invoquées, surtout durant cette période tumultueuse de la construction de la ligne d'Oron. Les attentats contre les personnes furent infiniment plus multipliés qu'ils ne l'ont été depuis, lorsque toute la population ouvrière flottante et nomade se fut retirée. Nous avons eu, comme d'autres, maintes fois l'occasion d'apprécier la clarté de ses rapports médicaux-légaux, et surtout la précision déductive de leurs conclusions. Dans le prétoire, Thurler était, avec toute son indépendance, plein d'égards pour ses confrères quand arrivaient des divergences d'opinions. Tel il était dans son rapport écrit, tel il était dans sa déposition orale.

Son activité, ses relations le désignaient non moins que ses qualités au choix de l'administration communale pour les fonctions qui relevaient de sa profession. Nommé en 1858 *médecin de l'administration des pauvres*, il remplit ces fonctions jusqu'à sa mort. Il commença alors les études et les observations qui vont être l'occupation favorite de toute sa vie et sa préoccupation constante, qui vont absorber tous les moments que lui laisse une pratique urbaine et rurale des plus étendues. Il est juste de rappeler qu'il eut pour initiateur dans cette voie VOLMAR, médecin de la même administration, et connaissant de longue date les questions de paupérisme et d'assistance publique à Fribourg.

Bientôt la santé ébranlée de celui-ci fit supporter à Thurler un plus lourd fardeau dans toutes les commissions, alors qu'il était déjà parvenu à un haut degré d'expérience.

Sa réputation comme praticien augmentait tous les jours et il fut appelé à remplacer LAGGER dans la Commission cantonale de santé. C'est dans ces fonctions que nous avons pu apprécier toutes les qualités qui le distinguaient, jus-

qu'à ce que des considérations particulières les lui aient fait résigner. Au sein de cette Commission, toutes les mesures utiles, toutes les propositions réellement progressives trouvaient en lui un chaud et éloquent défenseur, qu'il en eût pris ou non l'initiative lui-même. Sa connaissance des lois, des règlements administratifs, fixait bientôt le sujet, circonscrivait le débat, abrégeait les discussions. Il se retrouvait tout entier dans les affaires de médecine légale, les affaires d'hygiène publique, les conflits des médecins soit avec les tribunaux, soit avec des clients ingrats, soit avec des compagnies récalcitrantes. Dans toutes ces affaires épineuses, la vivacité de son caractère disparaissait, tous ses discours étaient empreints d'une fermeté conciliante, et presque toujours ses propositions et son avis étaient transmis au Pouvoir exécutif.

Durant cette période, la Commission devenait fréquemment un jury d'examen pour l'obtention de la faculté de pratiquer la médecine. Depuis, une loi fédérale, lent progrès du temps et de l'expérience, nous a débarrassés des examens cantonaux, et cela au profit de l'uniformisation des études et les a remplacés par les examens probatoires que nous voyons aujourd'hui, au grand avantage des études et de l'exercice de la profession. Dans ces circonstances, où une grande responsabilité était en jeu, Thurler déployait toutes les qualités qui distinguaient son esprit : indépendance envers ses collègues, justice absolument impartiale dans la fixation des résultats ; douceur, urbanité de ton et de manières, délicatesse quelquefois subtile dans les épreuves cliniques ; il n'avait qu'un léger degré d'ironie pour les licences d'un style fantaisiste qui déparaient des épreuves écrites, très méritoires pour le fond, ou des observations cliniques pleines de sens pratique. Son atticisme s'en révoltait innocemment. En s'éloignant de ces temps, on se fera toujours moins une idée des difficultés qu'offraient

les opérations de ce jury, auquel il ne manquait peut-être que deux choses: l'élection par le corps médical; un plus grand nombre de membres.

Une pratique rurale fort étendue et dans tous les districts avait démontré à Thurler les immenses lacunes de la médecine publique dans notre canton; le défaut de ressources pour assister convenablement des agriculteurs succombant, faute de soins, à la suite d'affections aiguës, ou affligés d'infirmités incurables, faute de traitement chirurgical suivi. Cette situation et d'autres causes favorisaient indirectement l'essor du charlatanisme le plus éhonté, soutenu du reste par l'ignare éloquence de quelques députés au Grand Conseil! Les fonds pour la réalisation d'un hôpital cantonal n'arrivaient qu'avec une désespérante lenteur qui ne s'est pas démentie. Cette situation ne pouvait laisser Thurler indifférent, aussi le voyons-nous seconder très activement dans ses projets un médecin dont la retraite amenée par l'âge n'affaiblissait ni l'activité déployée sur un autre théâtre, ni le patriotisme: j'ai nommé CASTELLA, de Bulle, son collègue à la Commission de santé et à la Commission de l'Hôpital cantonal. Cet homme de mérite poussait activement, par sa parole et par ses écrits, à la création d'un Dispensaire cantonal, dont l'Etat finit par accorder l'essai, et qui commença à fonctionner en juin 1859, dans l'ancien Pensionnat des jésuites. Castella, que sa grande expérience pratique de la chirurgie et ophthalmologie, dans tout le canton de Neuchâtel et à l'hôpital Pourtalès durant plus de 40 ans, avait rendu populaire chez nous, y donnait des consultations chirurgicales fort précieuses et quelques opérations y étaient faites séance tenante. Thurler coopérait activement à cette œuvre par ses consultations de médecine, assistait l'opérateur, ne dédaignait pas de faire les pansements, etc. Ce service, institué sur les fonds de l'Hôpital cantonal, était complété par

la délivrance gratuite des remèdes. Malheureusement il se glissa des abus fatalement inhérents à un service de ce genre : les malades rapprochés en profitaient seuls ; les ressources pharmaceutiques étaient gaspillées par des malades ignorants ; les maladies aiguës, celles qu'il importe le plus de secourir, ne pouvaient l'être. Tous ces inconvénients, ainsi que la mort de Castella, amenèrent la fermeture du Dispensaire, auquel Thurler voua toute sa sollicitude jusqu'au dernier moment.

M. le Dr Castella, dont je viens de parler incidemment, était mort. Ce vieux praticien fribourgeois, l'élève de Dupuytren, le chirurgien actif et heureux dans la pratique tant civile que nosocomiale, n'avait pas laissé s'éteindre en lui le feu sacré. Il s'efforçait de réunir en société les médecins du canton. Mais ses tentatives furent vaines : au milieu des animosités politiques et religieuses, si vivaces à cette époque, divers obstacles vinrent entraver le rapprochement que Castella avait rêvé d'opérer entre tous les médecins fribourgeois. Il était réservé à un de ses successeurs, son homonyme, de réaliser le projet auquel il avait vainement travaillé.

Le Dr F. Castella, notre confrère actuel, fit donc à cette époque un appel chaleureux auquel répondirent 19 adhérents, c'est-à-dire la presque totalité des praticiens du canton.

A cette première réunion qui allait décider de l'avenir de la Société médicale, Thurler apparut des premiers, indépendant comme toujours, dissipant tout équivoque, ramenant beaucoup de sceptiques et donnant à l'initiative généreuse de notre confrère un ferme et rationnel appui.

Passant des paroles à l'action, Thurler accepta, avec deux autres membres, la mission de rédiger les statuts de la Société de médecine, puis, dès la première séance, il fut

porté à la présidence. Bientôt après, le corps médical était convoqué extraordinairement en vue de s'occuper du concordat intercantonal pour l'exercice de la médecine. La séance fut des plus orageuses. Thurler prit plusieurs fois la parole pour faire refuser toute accession au concordat, que nos voisins rejetaient aussi. Il lui paraissait offrir des lacunes considérables : c'était, suivant lui, la solution des pressés dans une affaire que les lentes mais sûres mutations de l'avenir devaient résoudre d'une manière infiniment plus avantageuse. Sa voix fut méconnue ; une forte majorité votait à l'autorité une adresse qui resta sans effet. Durant les années qui suivirent, nos réunions trop rares n'eurent pas de membre plus assidu, s'intéressant autant à toutes les questions à l'ordre du jour, prenant la parole avec sobriété, mais la gardant alors au milieu de l'attention générale jusqu'à ce que son sujet fût entièrement exposé et développé dans toutes ses conséquences. Plusieurs de ses relations d'épidémies furent remarquables par la précision des détails non moins que par les vues hygiéniques spéciales à notre pays.

Ceux qui l'ont entendu, se rappelleront toujours sa discussion sur l'épidémie de variole et de fièvre typhoïde de 1871. Elle fut provoquée par Thurler, mais sur des bases que lui-même avait assignées ; il avait surtout en vue les mesures préventives au point de vue de l'hygiène publique et de l'individu ; il proposait des démarches pour la reprise de la vaccine obligatoire rapportée en 1842 ; son mémoire fut envoyé au Conseil d'Etat. Nous ne pouvons laisser passer le souvenir de cette époque sans rappeler l'incurie, la torpeur incommensurable de l'Etat durant cette épidémie : trop heureux étions-nous quand cette incurie ne gênait pas l'action de la Municipalité.

Durant ce temps, la Société de médecine recueillait des faits, se mettait au courant de ce qui se passait chez nos

voisins et dans d'autres Sociétés; elle discutait, envoyait des mémoires, etc. Nous n'avons pas à redire la ou les causes pénibles d'un pareil état de choses. Là où existaient des luttes d'influence, apparaissaient aussi une force superlative d'inertie, un silence aussi obstiné que dédaigneux envers une Société extra-politique. A la suite de cette discussion, la Société demanda la vaccine obligatoire, et un projet de loi fut rédigé. Adopté en premiers débats par nos législateurs avec quelque opposition, il fut l'objet de plusieurs critiques de la part de Thurler qui voulait assurer un contrôle plus efficace, rendre la vaccination plus facile, en surveiller de près les résultats. C'est sous l'empire de cette loi légèrement modifiée que nous vivons aujourd'hui, sans encore trop redouter les antivaccinistes, et nous devons en grande partie à Thurler ce bienfait que nos populations auraient attendu longtemps encore.

Souvent nous eûmes à nous occuper du charlatanisme ou euphémiquement de l'exercice illégal de la médecine. Nous retrouvions alors notre confrère, caustique, impétueux à défendre la confrérie et ses concitoyens, conseillant toujours les meilleures mesures à prendre, ne ménageant pas plus les apothicaires dévoyés que les religieuses en rupture d'obédience. Si nous avons obtenu quelques beaux résultats devant la justice, ont-ils porté des fruits? Sur ce terrain où se rencontrent la liberté individuelle, l'omnipotence de l'Etat moderne, on s'aventure avec peine, et si Thurler avait la conviction que les lois sont et seront impuissantes, il avait aussi la généreuse pensée que l'instruction populaire largement diffusée était le seul palliatif certain.

Comme membre de la Commission de l'Hôpital cantonal, cette question ne cessait pas d'être l'objet de ses études. En 1866, le Grand Conseil allouait 3000 francs de subvention aux communes pour le placement d'aliénés.

Thurler, délégué par l'Etat, visite la Rosegg, Préfargier, étudie l'installation de ces établissements et nous fait connaître le résultat de ses études, donnant ses préférences au premier, parce que les travaux des champs lui paraissent très appropriés au genre de malades de notre canton qui y seraient envoyés. Ces études étaient les préliminaires de celles qu'il fut chargé de faire plus tard pour la fondation d'un hospice d'aliénés, et pour lesquelles il visita tous les asiles français à portée de notre frontière. La création de Marsens en fut la conséquence.

Au sein de la Société de médecine, notre confrère fut nommé de toutes les Commissions pour rapporter sur toute sorte de sujets: questions des honoraires, révision des statuts, tarif médico-légal, association des médecins pour normale d'honoraires, inscription au titre de créanciers privilégiés, liberté pour le médecin de dispenser ses remèdes lui-même, — question des inhumations, rapport avec la bibliothèque de la Société économique et d'utilité publique, données de la statistique touchant la ville de Fribourg, correspondance avec le bureau de la Société de la Suisse romande, délégation au Central-Verein, — toutes ces questions de vie intérieure d'une Société médicale trouvaient dans ses conseils une solution pratique ou un ajournement opportun; plusieurs ont obtenu des autorités compétentes une solution utile à nos intérêts.

Honoré presque constamment des suffrages de ses confrères, il faisait partie du bureau de notre Société de médecine. Son portefeuille de clinicien s'est ouvert rarement, hors pour ses relations d'épidémies. Nous avons tous cependant pu apprécier les qualités qui le distinguaient à ce nouveau point de vue, qualités qui se retrouvaient dans les consultations où brillait surtout son invention thérapeutique fertile, variée, pondérée. Je ne serai, je pense, démenti par aucun de ceux qui l'ont connu, quand je dirai que la

matière médicale avait peu de secrets pour lui et qu'il la maniait comme pas un dans ses formules.

Rappelons ses différents mémoires : sur les *paralysies partielles* ; — sur les *paralysies des extrémités* ; — sur l'*hémorrhagie* et l'*intermittence hémorrhagique* ; — sur un *cas particulier d'endocardite* ; — sur la *gravelle phosphatique*. Nous l'avons enfin entendu pour la dernière fois lors de cette modeste fête de famille qui avait notre vieux et respecté doyen pour objet. Nous nous rappelons tous la délicatesse de sentiments et l'atticisme de son apologue antique, improvisé sans fatigue d'esprit et immédiatement couvert d'une douche chaude d'applaudissements adressés aussi bien à l'auteur que nous ne devons plus entendre, qu'au respectable confrère que nous verrons encore longtemps dans nos rangs.

En 1876, Thurler présidait la séance annuelle de la Société médicale de la Suisse romande et ouvrait cette séance par un discours dans lequel il avait surtout en vue l'hygiène générale et faisait ressortir l'essor que cette science avait pris depuis la guerre franco-allemande.

Pour achever de dépeindre l'existence si bien remplie du docteur Thurler, je ne dois pas le considérer seulement comme médecin, je dois suivre ses traces dans les voies de la philanthropie et dans le domaine de l'assistance publique.

Dès 1869, Thurler était président de la commission de l'Orphelinat, puis médecin de cette institution à partir de 1870, dès que nos orphelins eurent trouvé un toit et une famille. D'autres diront mieux que moi toutes les luttes, les amertumes et finalement les triomphes de notre confrère pour la fondation de cette institution qui restera, comme on l'a dit, son œuvre, son œuvre de prédilection, une consolation, une force dans les longues souffrances, les longs isolements des derniers jours. Les marques de recon-

naissance des orphelins durant sa maladie se changèrent en véritable deuil le jour de sa mort.

Thurler portait une sollicitude éclairée à la classe indigente. Partant de ce principe que « la mendicité est un gouffre qui s'élargit à mesure qu'on y jette dedans pour le remplir, » il aurait voulu remplacer l'aumône indiscreète et trop souvent abusive par un système d'assistance publique plus conforme aux vraies données de l'économie politique. C'est dans ce but qu'il proposait d'établir à Fribourg un bureau central de bienfaisance, dont il a consigné le plan dans un écrit posthume, intitulé : *Utopie*.

Dès la fondation de notre Société des sciences naturelles, nous le voyons marquer son empressement à la faire prospérer, comme il le faisait pour tous les efforts propres à sortir la jeunesse de la torpeur trop commune dans les petites villes. En 1872, étant président de notre Société, il est appelé à présider les assises annuelles de la Société helvétique des sciences naturelles dans notre ville. Il ouvre la session par un discours dans lequel il retrace la vie et rend hommage à la mémoire du Dr Lager et de Pahud, l'un botaniste, l'autre géologue, morts en emportant les regrets de tous. Le reste de son discours roulait sur l'alliance des sciences et de l'industrie, et se terminait par une profession de foi spiritualiste : « Là où finissent les mondes des corps, là commence le monde des idées ; au-delà de la création, le Créateur. »

Comme président de la Société fribourgeoise des sciences naturelles, le Dr Thurler a imprimé à celle-ci pendant plusieurs années un puissant essor. Lorsque, retenu par la maladie, il ne put plus assister à ses séances, cette Société lui décerna le titre bien mérité de président honoraire, titre qu'il conserva jusqu'à sa mort.

Il fit également partie de la commission des Musées scientifiques, dans laquelle il remplissait les fonctions de

secrétaire, et en cette qualité il contribua de toutes ses forces à l'accroissement de nos collections d'histoire naturelle.

Si je suis arrivé au terme de cette rapide et fort pâle esquisse de l'existence médicale de notre confrère, il ne faut pas croire que cette esquisse soit complète.

Il resterait tout un côté de sa vie à mettre en relief; je devrais encore dire que s'il ne s'occupa jamais directement de politique, plusieurs fois ses qualités, sa droiture, son esprit de conciliation le firent mettre sur les rangs de la députation au Grand Conseil, ou le portèrent au Conseil communal de Fribourg. Il refusa toujours toutes les offres, sans fausse modestie; non par défiance de ses forces ou de l'appui qu'il pouvait trouver dans nos luttes politiques, mais parce qu'il aurait vu périliter les intérêts, le développement des œuvres auxquelles il vouait son temps, lesquelles étaient, entre autres, la renaissance des industries à Fribourg par les entreprises de la Société des Eaux et Forêts. Tout l'avenir qu'il avait rêvé pour sa ville natale et qu'il s'était plu à exposer dans son discours à l'ouverture des séances de la Société helvétique des sciences naturelles, ne devait pas se réaliser et ne répondit point à l'attente du citoyen généreux qui s'était mis à la tête de l'entreprise.

Cependant la maladie implacable minait les forces de notre confrère. Le moment du silence et de la retraite était arrivé. Il fut alors calme, recueilli, nous parlant souvent de la Société, de ses confrères, reconnaissant des témoignages qu'il recevait de tous côtés, dirigeant l'éducation médicale de son fils aîné, et jouissant des soins affectueux dont l'a entouré sa famille jusqu'à sa dernière heure qui sonna le 27 janvier 1880.

D^r BUMAN.

Le Docteur Jean-Louis Schaller,

A FRIBOURG

Le Dr *J.-L. Schaller*, dont le père, l'avoyer Charles-Joseph Schaller, a joué un rôle prépondérant dans la politique du canton de Fribourg, est né en 1818. Il commença ses études de médecine en 1836 à l'Université de Zurich. Nul ne croirait, et cependant notre concitoyen se plaisait à le raconter, que le chirurgien audacieux, parfois téméraire, que nous avons connu, avait débuté par s'évanouir en entrant pour la première fois dans une salle de dissection. Il se remit bien vite de cette première émotion et, après avoir quitté Zurich, il fréquenta encore les Universités de Munich et de Wurzburg. C'est dans cette dernière ville qu'il subissait, en 1841, les examens de docteur en médecine, en présentant une thèse inaugurale en allemand, *Ueber den Abortus*.

Avant de s'établir dans sa ville natale, le Dr Schaller alla compléter ses études dans les hôpitaux de Lyon; de là, nous le voyons passer, comme chirurgien militaire, en Algérie, où son frère, Urbain Schaller, revêtait les fonctions de consul suisse, et où il acquit rapidement les qualités chirurgicales qui le distinguaient.

Il obtint sa patente de médecin en 1841, et c'est l'année suivante qu'il commença à exercer sa profession à Fri-

bourg, où il ne tarda pas à se faire une énorme clientèle. Il excellait surtout dans l'art des accouchements et dans les opérations chirurgicales, et là presque toujours le succès venait justifier son audace.

Nommé, en 1843, médecin de l'Hôpital des bourgeois, il y a dirigé jusqu'à son décès la salle de chirurgie. Après 1848, il fit partie de la commission de santé, dans laquelle il remplissait, ces dernières années encore, les fonctions de vice-président et de secrétaire.

Le Dr Schaller a peu écrit; c'est à peine s'il pouvait suffire à la tâche écrasante que lui imposait sa vaste clientèle, à laquelle, sous des dehors souvent un peu brusques, il vouait tous ses soins. A toute heure du jour et de la nuit, malgré des fatigues auxquelles tout autre eût succombé, le pauvre, comme le riche, le trouvait disposé à lui prêter son ministère. Les seules récréations qu'il s'accordait, c'était la musique et les courses dans les montagnes. Là il se retrem-pait et semblait prendre une nouvelle vigueur. Quel plaisir pour lui de trouver un site nouveau, une fleur qu'il n'avait pas encore observée. Nous l'avons vu cultiver sur sa fenê-tre et faire arriver à floraison le *Gnaphalium Leontopodium*, la *Primula auricula* et *P. farinosa*, la *Saxifraga oppositi-folia*, etc. La botanique avait pour lui beaucoup d'attrait, et c'était la branche sur laquelle il examinait le plus volontiers les candidats en médecine qui subissaient leurs examens devant la commission de santé de Fribourg.

Épuisé depuis quelque temps déjà par la rude vie qu'il menait, il a succombé le 10 janvier 1880, à l'âge de 61 ans, après une courte maladie, à une affection pulmonaire aiguë. La mort avait terrassé en quelques jours celui qui depuis si longtemps luttait contre elle.

Quoiqu'il n'ait pris que peu de part à nos travaux, le Dr Schaller a cependant prouvé l'intérêt qu'il prenait au développement des études que nous cultivons, en léguant

une somme de 2500 fr. à la Société helvétique des sciences naturelles, et autant au Club alpin suisse.

Il a de plus affecté, par testament, la plus grande partie de sa fortune au soulagement de l'humanité souffrante, et parmi les nombreux legs qu'il a faits, nous citerons plus particulièrement les suivants :

A l'Hôpital cantonal de Fribourg	Fr. 50,000
A l'Hôpital des bourgeois de Fribourg	» 20,000
Aux écoles communales laïques de Fribourg	» 10,000
Au fonds d'école de Givisiez	» 5,000
A l'Orphelinat de la ville de Fribourg	» 10,000
A l'Hospice des aveugles à Lausanne	» 10,000
A la Confédération suisse pour le fonds Winkelried	» 10,000
A la Caisse de secours des employés de la Compagnie des chemins de fer de la Suisse Occidentale	» 5,000
A l'Hôpital du district de la Sarine	» 5,000
A l'Hôpital du district de la Gruyère	» 5,000
A l'Hôpital du district de la Glâne	» 5,000
A l'Hôpital de Bonvouloir, à Morat	» 5,000
A l'Orphelinat de St-Loup	» 2,500

H. C.

Gottfried Ruepp,

Apotheker in Muri (Aargau).

Der Erinnerung an den fleissigen, wenn auch stillen, Theilnehmer bei den Jahresversammlungen unserer Gesellschaft, an den langjährigen Mitarbeiter bei den schweizerischen meteorologischen Beobachtungen, sind folgende Zeilen von befreundeter Hand gewidmet.

Gottfried Ruepp wurde 1820 in Sarmenstorf (Aargau) geboren. Sohn eines Arztes, und einer, bis in ihr höheres Alter einer bewährten Töchter-Erziehungsanstalt vorstehenden, an Gemüth und Wissen reichen Frau, mag die Freude an naturwissenschaftlichen Studien bei unserm Freunde von Jugend auf rege gewesen sein. Seine Vorbildung für den Eintritt in's Gymnasium leitete ein Ortsgeistlicher. An der aargauischen Kantonsschule besuchte Ruepp in den Jahren 1834-38 die zwei untern Classen des Gymnasium's, und hierauf die zwei obern der Gewerbschule, und bezog dann für zwei Jahre die Universität Zürich. Weitere fünf Jahre wurden der praktischen Berufsbildung in Heidelberg (wo nebenbei noch Collegien besucht wurden), Waldshut, Genf und Rolle gewidmet.

Im Jahr 1846 übernahm Ruepp die Apotheke in Muri, die bis zur Aufhebung des Klosters Eigenthum dieses letztern gewesen, und stand derselben bis an sein Lebensende mit Eifer und Erfolg vor.

Daneben behielten aber auch seine naturwissenschaftlichen Studien und Bestrebungen ihr Recht, und beinahe jeden Sommer machte er einen Ausflug in unsere schweizerische Gebirgswelt, um seine Kenntnisse und Sammlungen zu erweitern. An der Moränen-Sektion Muri betheiligte er sich in hervorragender Weise. Vom Jahr 1864 bis am Tage vor seinem Tode (27. März) machte er die meteorologischen Beobachtungen der Station Muri, und die schweizerische meteorologische Centralanstalt in Zürich anerkannte ihn in ihrem Condolationsschreiben an die Hinterlassenen als einen « eifrigen, pünktlichen und gewissenhaften Mitarbeiter, dessen Verdienste um die Wissenschaft der schweizerischen Climatologie von bleibender Bedeutung sein werden. »

Als vieljähriges Mitglied der Bezirksschulpflege Muri verwendete er seine Kenntnisse und Erfahrungen zum reichen Nutzen dieser Bezirksschule. Zeitweise, bei eingetretenen Vacanzen, übernahm er sogar selbst die Ertheilung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes an dieser Bezirksschule, sowie an der aargauischen landwirthschaftlichen Schule in Muri.

Seine Thätigkeit auf gemeinnützigen, volkwirthschaftlichen und idealen Gebieten fällt ausser den Rahmen dieser kurzen Notiz, bleibt aber nicht um so weniger in werther Erinnerung bei den Einwohnern des Bezirks Muri.

D^r H. CUSTER.

